

Ao. Univ. Prof. Mag. Dr. phil. Hugo Keiper (2011):

Nachwort im Buch „Wörter die der Nacht gehören“:

„Nervenromanzen den Abgrund entlang: Beobachtungen zum Schreiben

Joachim J. Vötters

Vor ihm, keine zwei Schritte von der Bank entfernt, tat sich ein tiefer Abgrund auf, an dessen Bruchlinie, Rand, zu dem kleinen Plateau er zurückschreckte, denn wohl nur ein unbedacht gesetzter Schritt hätte einen Sturz in den sicheren Tod bedeutet. Mit jeder verwirkten Minute sank die Sonne rechts von ihm tiefer, weit hinter seinen Rücken, so sein Schatten zu seiner Linken schleichend und zunehmend gestreckter nach vor floss, was er anhänglich beobachtete, seinen Naturbetrachtungen weit von ihm abspenstig werdend, immer mehr, bis er für Minuten ausschließlich seinen Schatten regungslos verfolgte, wie zuerst sein Kopf über die Kante in den Abgrund kroch, dann alles darunter, nach unten folgende, Zug um Zug, plattentektonisch unscheinbar, bis die einsetzende Dunkelheit und die so weiter sich bis zu ihrer Vollkommenheit verfinsternde Nacht ihn davon erlöste, sein zu Boden geworfenes Ich gänzlich in diesen Abgrund hinunter verschwinden sehen zu müssen.

Dieses literarische Kabinettstückchen, das in so bild- wie wortmächtiger Manier Erzählung, Beschreibung und Reflexion in subtiler Form verbindet, findet sich in Joachim J. Vötters Text "Don Karlos, oder Wörter, die der Nacht gehören". Neben zahllosen anderen, vergleichbaren Kleinodien scheint es mir repräsentativ, ja im eigentlichen Sinne symptomatisch zu sein für Vötters Schreiben, das nicht bloß ein Schreiben am und aus dem Abgrund, sondern stets von großer, formvollendeter Sprachkunst geprägt ist. Beschrieben wird hier, aus der Erinnerung, die vielleicht Einbildung ist, wie der nicht näher bezeichnete Protagonist der Geschichte, die der Text unter anderem ist, den nebulosen, gleichwohl exakt bezeichneten Treffpunkt erreicht, den ihm nach bangem Warten eine gleichfalls namenlos bleibende, höchst mysteriöse und seit Langem schon quasi verschollene Dichtergestalt genannt hat – die mich selbst vage an Pynchon und ähnliche Figuren erinnert, mit diesem jedenfalls aber sicher nicht zu verwechseln ist. Ohne Zweifel ist dieser personale Er-Erzähler, der als Reflektor oder Fokalisierer fungiert, nahe am Autor oder besser: einer wesentlichen Facette desselben anzusiedeln, doch schafft die distanzierende Wahl der Erzählstrategie eben auch jenen Abstand, der einem in diesem Falle ebenfalls möglichen, zumindest denkbaren Ich-Erzähler abginge. Bemerkenswert wie symptomatisch wird die Passage aber vor allem durch die Art, wie hier Alltägliches bzw. ausgehend vom Alltäglichen in ungemein dramatischer Weise Unerhörtes beschrieben und erzählt wird, wie das Vertraute buchstäblich wegbricht und zerfällt, in den Abgrund des Unvertrauten, im Freud'schen Sinne Unheimlichen, hinabgleitet und alles, den Wahrnehmenden und Berichtenden, aber eben auch die gebannten Leser eingeschlossen, in kataklysmische Tiefen, eine Art Schlund zu ziehen droht, der alles zu verschlingen scheint.

Es geht um nicht mehr oder weniger als die Beschreibung eines trivialen, im Grunde den meisten vertrauten Vorgangs, nämlich des Wanderns des eigenen Schattens im abendlichen Herabsinken der Sonne in einen schwindelerregenden Bergabsturz, doch wie das geschieht, wie das sprachlich evoziert und dargestellt wird, ist zutiefst beunruhigend, im existenziellen Sinne bedrohlich, und hat mehr vom Ende der Welt als dem Ende des Tages, und sei es nur (frei nach Goethe) die kleine Welt des einzelnen Menschen. Und all dies ist natürlich immens literarisch, im avantgardistischen Sinne, wie es einst die Formalisten zentral in ihre in vieler Hinsicht immer noch gültige Formulierung des im engeren Sinne Literarischen einbezogen haben: es verfremdet und entfremdet, ja befremdet.

Wer so etwas liest, wird das Wandern (s)eines Schattens nie wieder so sehen können, wie er dies in seiner alltäglichen Unaufmerksamkeit und Abgestumpftheit gewohnt war oder ist, weder in einer vergleichbaren Situation noch – so möchte ich wetten – im allgemeineren Zusammenhang. So verändert Literatur im buchstäblichen Sinne die Welt, die ja immer eine wahrgenommene ist, und sie tut dies durch die Imagination des Dichters und seine vollendete Beherrschung, sein Zwingen und Bezwingen der Sprache seinen Zwecken und Intentionen gemäß. Und wiewohl hier Goethe und Poe, Freud und weiß Gott wer – der im Zusammenhang mit Vötter immer wieder bemühte Thomas Bernhard scheint mir selbst als Analogon am wenigsten stichhaltig – Pate gestanden haben mögen, in dem Sinne, in dem man der Echokammer des Schreibens und der Tradition nie zu entrinnen vermag, ist es doch vor allem und in reinster Form Joachim J. Vötter.

In vergleichbar radikaler, kompromissloser Weise räsoniert Christoph Kolumbus, der Protagonist in Vötters Theaterstück "Der Weltintendant", gegen Ende des im vorliegenden Band abgedruckten Textauszugs:

Und dann heißt es wieder: Zurück, zurück, diesen einen fest gefassten Gedanken aufgebend, den Gedankenstrang in ein unbekanntes, nichtiges, nicht-wieder-zuerkennendes Denken kappend, was heißt, die Welt aufgeben, das Denken abnabeln, und zurück in die bekannte Welt mit diesen abgehackten, verstümmelten, abgebrochenen Gedanken, da wir nur diese wieder-zuerkennenden Gedanken wollen und nicht jene nicht-wieder-zuerkennenden.

Denn unsere Vernunft ist es, die erkannt werden will – wiedererkannt.

Wir wollen die Vernunft erkennen und vor allem uns selbst in ihr erkannt sein.

Deshalb machen wir uns Gedanken, wiederzuerkennende Gedanken!

Eine trefflichere Zusammenfassung der literarischen "Urszenen", mit denen sich Vötter bzw. die Stimmen seiner Texte in beharrlicher Wiederkehr der ultimativen Herausforderung immer wieder konfrontiert sehen, zu stellen haben, lässt sich kaum denken, und sie zeigt zugleich, in welchem Maße und mit welcher existenziellen Überzeugung, ja Not, Vötter ein "Sprachforscher" im umfassenden Sinne ist, der durch die Sprache, und in ihr, durch Wortspiele, Satz- und Gedankenkonstruktionen und die dadurch hervorgerufenen Vorstellungsbilder unsere Wirklichkeit und die Natur unserer Welt bzw. unseres Welterlebens in immer neuen Ansätzen im Medium der Sprache mit unerhörter Radikalität erkundet, in immer neuen Anläufen, die im geradezu zwangsläufigen Scheitern doch stets tiefe Erkenntnis und Einsicht vermitteln.

Symptomatisch scheint mir auch, dass bereits zu Beginn des eingangs genannten Texts, der nicht ganz zufällig die vorliegende Sammlung eröffnet, weitere Schlüsselwörter und -vorstellungen zur Sprache kommen, die charakteristisch sind für Vötters Schreiben. Und sie sind auch im anamnestischen Sinne symptomatisch insofern, als es sich stets um den Ausdruck eines Leidens handelt, in und an der Welt, dem gleichwohl mit dem Mut der kreativen, dichterischen Verzweiflung begegnet wird, und mit dem Instrument eines formvollendet, mitunter artifiziell gedrechselten, ja ziselierten Schreibens, das Ursache, Symptom und Pharmakon (im Derrida'schen Sinne von Gift und Heilmittel) zugleich ist: die Sprache unter dem Druck dichterischer Imagination schafft und heilt die Leiden des Dichters bzw. Literaten im gleichen Maße.

So ist gleich zu Beginn des Karlos-Texts die Rede vom "Abgrund", als dem letzten Wort, welches der Protagonist zu notieren imstande ist, bevor – stand hier Hofmannsthal "Chandos-Brief" Pate? – ihm die Sprache, damit aber er selbst, "wie ein Bündel Mikadostäbe" zerfällt. Im Verlust der Sprache verfällt er in "eine gebethafte Starre", im "Lebensspiel", das ihm "in dutzende Teile" zersplittert ist, auf Antwort kaum mehr hoffend, die ihm dann doch wird, wiewohl kaum in der erhofften Weise, ist sein anfänglich geschilderter Zustand doch eher Resultat denn Ausgangspunkt seiner Suche nach Sinn und Antworten.

Ohne dass Gründe dafür namhaft würden, sind in einer solchen Welt(wahrnehmung) 'Minuten verwirkt', mit kaum verkennbarem Anklang an fatale Schicksalsläufe, gesteuert von Parzen oder Nornen, einer Art "weird sisters", feenhaften Schicksalsschwestern, wie sie Shakespeare im *Macbeth* beschwört; Dinge werden "abspenstig"; man verliert den Halt, den Griff, gerade wie das geheimnisvolle Gegenüber des Protagonisten "seit Jahren wie vom Erdboden verschluckt gewesen war".

Es droht Zerfall, Verfall, Umnachtung, wo man sich zuvor mit dem Vermögen unerschütterlicher Objektivität gebrüstet hatte: angesichts des "Erhabenen" oder anderer existenzieller Erschütterungen? Deren Ursachen liegen freilich im Dunkeln, es überkommt einen, nicht zuletzt wohl in der versprachlichten Imagination des Dichters geradesogut wie seiner Figuren. Denn Joachim Vötter ist Dichter eher denn Literat.

Ergo: All dies kommt, wie es auch im Text explizit heißt, zur Sprache, wird zur Sprache gebracht und hat nur dort seine Existenz, sein Werden und Vergehen.

Es ist Sprachkunst und verdankt sich dieser im eigentlichen, ursprünglichen Sinne, ist feinnervig, oftmals 'nervös', wie wir es von manchen Figuren Poes kennen, fein und kunstvoll ziseliert, in filigraner Schönheit wie liminaler Zerbrechlichkeit aus dem Material der Sprache getrieben, bis es sich ausdünn, den Durchschein in eine geahnte Welt zulässt und unter den Händen des Künstlers zu zerbrechen, mitunter auch sich zu zerdehnen, zu überdehnen droht. Nicht selten scheinen sich Vötters Sätze – ungeachtet des jeweils konkreten Aussagegegenstandes – an sprachlichen Abgründen entlangzutasten, syntaktischer, semantischer, grammatikalischer Art, als Herausforderung und zugleich Ariadnefaden der Leser in einem Labyrinth zutiefst verunsichernder Wahrnehmungen, Gedanken, Schlussfolgerungen und Ahnungen. Mit anderen Worten: Form und Inhalt bzw. Aussage sind hier wahrhaftig aufs Engste, Unmittelbarste verknüpft, untrennbar und unauflösbar insofern,

als eines das andere bedingt und hervortreibt in wahrhaft dialektischem, künstlerischem Schreiben. Im Falle Vötters trifft dies auf einzelne Passagen ebenso zu wie auf die Gesamtkomposition seiner Texte, gleichgültig welcher speziellen Gattung sie nun zuzurechnen sein mögen, wie lang oder kurz sie sind, ob sie fiktional oder referenziell sind. Sie alle sind dichterisch, überaus bewusst und sorgfältig komponiert, in erster Linie als Wort(kunst)werke – ganz im Sinne eines eher angelsächsischen bzw. britischen Begriffs vom Literarischen als dem kunstvoll gewendeten, gedrechselten Wort. Insofern freilich, als Vötters Wortwelten immer aus der Sprache entstehen, ob sie sich nun (mehr oder weniger) auf empirische Realitäten beziehen oder nicht, kann man ihn mit gutem Grunde, einen seiner Stüchtitel variierend, als Wort-Welt-Intendanten bezeichnen, der mit hoher Kunstfertigkeit, zugleich aber oftmals auch mit durchaus hintergründigem, doppelbödigem Humor, seine Wirklichkeiten vor den Lesern entwickelt und ausbreitet.

Joachim J. Vötter ist einer der Stillen, Tief- und Abgründigen im Land. Trotz zahlreicher Preise und hoher Wertschätzung in Künstler- und Fachkreisen ist er auch ein Unterschätzter, dem es gleichwohl fern liegt, unter medialem Getöse seinen Weltruhm wenigstens in der heimlichen Literaturhauptstadt oder gar in Österreich zu zelebrieren.

Er ist eher der nachdenkliche, gleichwohl verschmitzte Beobachter, immer wieder hervorgetreten und beachtet vor allem als Dramatiker, aber auch als scharfsichtiger Kommentator aktuellen Kulturgeschehens. Seine Kunst(auffassung) ist zugleich kompromisslos und auch von daher wenig massentauglich. Kein Wunder daher, dass seine Texte widerständig sind, mitunter spröde wirken und eine – mitunter enorme – Herausforderung an seine Leser (oder auch Zuschauer) darstellen: man muss sich auf sie einlassen – ein schnelles Darüberlesen oder Hineinschauen, wie es heute so verbreitet ist, verzeihen sie nicht.

Solch billiger Oberflächlichkeit setzen sie dezidiert Verweigerung entgegen, wollen und können sie sich nicht erschließen, erzwingen förmlich den Abbruch derartiger Lektüre(zumutung).

Sie wollen ertastet, erschlossen, in gewisser Weise geradezu erobert sein, werden dann aber – buchstäblich Satz für Satz – zum Ereignis, zur potenziellen Epiphanie. Wer sich dieser Mühe entziehen will, dieser Herausforderung und Anstrengung nicht stellt, die genuin ins Reich der Dichtung gehört, lässt es am besten ganz sein.

Er könnte zwangsläufig nur zu oberflächlichen Erst- und Fehleinschätzungen der Texte gelangen, sie vorschnell als gesucht oder maniert abtun. Gerade deshalb erscheint es dem Verlag auch lohnend, ja notwendig, endlich eine querschnittshafte Zusammenstellung zu präsentieren, die aus unterschiedlichsten Perspektiven, im unterschiedlichen Maße der Zumutung mit Vötters Schreiben bekanntmacht, Näherungen erlaubt und Zugänge eröffnet, die sonst vielleicht verschlossen blieben, da kürzere oder mitunter auch 'leichtere' Texte Barrieren und Hemmschwellen abzubauen vermögen. Ist aber einmal der erste Schritt getan, entsteht ein Sog, ja nachgerade ein Suchtpotenzial, dem man sich nur schwer zu entziehen vermag.

So präsentiert die vorliegende Anthologie eine reiche, vielfältige und abwechslungsreiche Auswahl diverser Texte und Textauszüge Vötters, die auch der Autor, der die Auswahl selbst getroffen hat, als im Rahmen des Möglichen repräsentativ empfindet für sein bisheriges literarisches Schaffen. Sie beinhaltet Texte, die z. T. anlassbezogen, z. T. aus der Beschäftigung mit bestimmten Themen oder auch Genres entstanden sind: zum 60.

Geburtstag von Jörg Schlick, zu Joseph Wurm, Beobachtungen zu Sigi Faschingbauers Roman "Das Förderband", Auszüge aus der Theatertrilogie "Walzermembrane" – "Schreber" – "Weltintendant" wie auch dazugehörige Betrachtungen, Korrespondenz mit Andreas Patton, Hubert Kramar; Lyrik, Betrachtungen zu Stephan Eibel-Erzbergs Roman "Sofort verhaften!", Textbeiträge in Kunstbüchern, preisgekrönte Texte, etc.

Diese werden durch Illustrationen von Günter Schimunek und Joseph Wurm und einen Beitrag des Schauspielers und Regisseurs Andreas Patton ideal ergänzt. Wie angedeutet, kommt auch Vötters dramatisches Schaffen nicht zu kurz, doch dazu später noch genauer. "No man is an island", wie einst John Donne in einem vielzitierten Diktum konstatierte.

Ungeachtet formalistischer, strukturalistischer und anderer immanenter Betrachtungsweisen, die lange Zeit das Feld der Fachwissenschaft beherrscht und gewiss auch ihre Berechtigung haben, trifft dies in ganz besonderem Maße doch auf Autoren zu (wie inzwischen auch die Literatur- und Kulturwissenschaft wieder zunehmend einräumt). Es gilt freilich in spezieller Weise für Joachim J. Vötter, der bei aller Genauigkeit der Recherche und Bemühung um Objektivierung, welche – wenigstens als Ideal – den einen Pol seines Schreibens ausmacht, zugleich auch ein höchst 'biographischer' Autor ist, nicht allein in dem Sinne, dass er sich häufig zu Künstlerkollegen und/oder ihren Werken geäußert hat, sondern auch dort, wo er im weiteren Sinne historische Sujets und Zusammenhänge ins Zentrum stellt, die in der Wahl der Themen und seiner peniblen Auseinandersetzung damit immer unauflöslich an seine besonderen Interessen gekoppelt bleiben. Einige Worte zur Biographie des Autors sind daher angebracht.

Geboren im Revolutionsjahr 1968 in Schwarzach im Pongau (Salzburg), lebt Joachim J. Vötter seit dem Jahre 2000 vorwiegend in Graz, hat aber auch seine heimatlichen Bezüge nie ganz aufgegeben, etwa wenn er sich zum ungestörten Schreiben ins Salzburgische zurückzieht. Zudem hat er aber auch Wien zu seiner – vor allem theatralen – Wirkungsstätte erkoren, wo auch seine bislang drei Bühnenstücke in enger Kooperation mit dem Schauspieler und Regisseur Hubert "Hubs" Kramars und dessen "3raum Anatomietheater" zur Aufführung gelangt sind. Schon früh hatte sich Vötter freilich allen möglichen Künsten verschrieben – eine Offenheit für alles Künstlerische, die bis heute prägend für ihn ist. Nach seiner Ausbildung an der HTBL Saalfelden folgte ein Studium der Architektur an der TU-Graz (bis 2000), daneben aber auch eine rege Betätigung als Komponist, Songwriter und Sänger in diversen Bands, von Rockbands bis zum Austrian Art Ensemble. Wer Vötters schrille, wie in allem jedoch künstlerisch kompromisslose Seite kennenlernen will, tut gut daran, ihm bei einer der nunmehr eher seltenen Gelegenheiten in dieser Rolle zu begegnen, wie es der Verfasser anlässlich des Jubiläumskonzerts der Beatles Unlimited, der Coverband seines Freundes Gerry Landschbauer, im Winter 2010 zu tun vermochte – so beeindruckt wie begeistert.

Graz und seine rege künstlerische Szene hat Vötter aber auch durch die Freundschaften u.a. mit Günther Schimunek, Jörg Schlick und Bernhard Lang tief geprägt, wovon auch der vorliegende Band direkt und indirekt Zeugnis ablegt.

Vötters literarische Betätigung schließlich, die nunmehr zweifellos im Mittelpunkt seines Lebens und Schaffens steht, hat, wie eingangs angedeutet, durch die Verleihung einer erklecklichen Anzahl von Preisen und Stipendien durchaus Anerkennung gefunden – vom Literaturpreis der 1. Franz-Innerhofer-Lesetage (2005) über den Literaturpreis der Akademie Graz (2006) bis hin zum Österreichischen Dramatikerstipendium für das dritte Stück "Der Weltintendant" (2008), die Prämie des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur für sowohl das erste Theaterstück "Die Walzermembrane – Eine Annäherung" (2007) als auch das zweite Stück "Schreber – Eine Nervenromanze" (2009), oder neuerdings ein Arbeitsstipendium des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (2010). Insgesamt freilich ist sein Werk, speziell als Prosaist, zu wenig bekannt, gemessen an der Qualität seines Schreibens, was nicht zuletzt wohl auch daran liegt, dass viele seiner Texte, speziell auch der anlassgebundenen Kurztexpte, verstreut erschienen und daher kaum zugänglich sind – ein Umstand, dem der vorliegende Band unter anderem Abhilfe schaffen will.

Welchem Thema oder Genre immer er sich widmet: Vötter ist ein genauer, penibler Rechercheur, zugleich – soweit dies heute noch möglich ist – ein poeta doctus, der mit seiner Materie und der Tradition insgesamt vertraut ist, sich intensiv mit ihr auseinandersetzt, in sie vertieft hat, bis der Funken zum genuin Eigenen der Anverwandlung überspringt, ob dies nun Jörg Schlick ist oder ein Roman von Eibel-Eibelsfeld, Beethoven, Pop oder (noch) Grundsätzlicheres, Existenzielleres. Unabdingbarer Teil dieser Präzision ist indes stets die Genauigkeit der sprachlichen Form, des sprachlichen Ausdrucks, die Vötter freilich nicht als glatten Stilisten oder selbstzweckhaft eitlen Wortakrobaten erscheinen lässt, wiewohl er der spielerischen Komponente durchaus mächtig und eingedenk ist und es ihm auch an Humor, ja Witz im ursprünglichen Sinne nicht fehlt. Gleichwohl ist bei Vötter jeder Satz errungen, ja erkämpft, mitunter bis hart an die Bruchlinien der Sprache, unter Dehnung und Erweiterung der sprachlichen Mittel, aber doch stets aus und mit Notwendigkeit. Als Leser/in fühlt man: Ja, genau das ist es, so ist es, anders geht es nicht, kann es nicht gesagt werden, kann und konnte nicht entstehen, womit wir uns nun auseinandersetzen müssen, zurechtfinden müssen.

Bei aller Kompromisslosigkeit des künstlerischen bzw. literarischen Zugriffs und Ausdrucks, weiß Vötter freilich ebenso genau Bescheid um die speziellen Erfordernisse und Konventionen, vor allem aber die Rezeptionsbedingungen der Gattung bzw. Textsorte, derer er sich jeweils bedient, oder die er in mitunter kühnen Hybriden aus unterschiedlichen Traditionen entstehen lässt.

Als Prosaist oder Erzähler, der es mit Lesern zu tun hat, die zurückschauen können, vor- und zurückblättern, einen Satz mehrfach lesen, bis sie seinen syntaktischen Mäandern Sinn abgerungen haben, so weiß er, kann und muss er anders schreiben denn als Dramatiker, für die Aufführung und das flüchtige Wort, das im Bühnenspiel und theatralen Raum andere Dimensionen zu entfalten vermag, zwangsläufig entfaltet als der schriftliche Diskurs.

Und in der Tat wäre es nicht immer einfach, oftmals auch unmöglich, den mäandernd-labyrinthischen Sätzen des Prosaisten Vötter im mündlichen Diskurs der Bühne zu folgen. Nun ist Vötter jedoch im allgemeinen Bewusstsein eher als Dramatiker hervorgetreten, und es überrascht daher nicht, dass er in diesem Metier seine sprachlichen Mittel dem ganz anderen Medium anpasst, obgleich die Effekte, die er dergestalt erzielt, vielfach auf weitgehend dasselbe bzw. Ähnliches hinauslaufen. Dies lässt sich unter anderem gut an seinem wunderbaren, in vielem experimentellen Theaterstück "Der Weltintendant – Eine Übersetzung" demonstrieren, das sich avantgardistischer Raum-, Zeit- und Handlungskonventionen bedient um – im gleichsam eingefrorenen Augenblick – die entscheidende Phase bzw. Station im Leben des Christoph Kolumbus zu dramatisieren – ein Stationendrama der besonderen, neuen Art, sozusagen.

Auf der sprachlichen Ebene greift Vötter hier als zentrales Erkenntnis- und Stilmittel auf den Einsatz klug konstruierter, geradezu epiphanisch decouvrierender Wortspiele zurück, die dem Text Kohärenz und thematischen Zusammenhalt, zugleich aber auch die schon vertraute Dynamik entlang des Abgrunds verleihen – dies übrigens ein Mittel, das zusätzlich auch in den Lesetexten zum Einsatz gelangt –, damit zugleich aber auch tief schürfen auf der Suche nach Wahrheit und Bedeutung.

Abgesehen vom Spiel bereits im Untertitel – das im Text geschickt aufgegriffen wird – mit der Doppeldeutigkeit von *Übersetzung* im Sinne von 'Überfahrt', 'Entdeckung' aber eben auch 'Translation' auf unterschiedlichsten Ebenen lässt sich dies im hier vorgelegten Textauszug etwa auch an den Wortspielen mit *schlag(en)* bzw. *Schlag* und ihren Komposita (wie *Unterschlag*, *Aufschlag*, etc.) in verschiedensten Zusammenhängen demonstrieren, wo das im Kontext bereits an sich semantisch hoch aufgeladene Grundwort zum buchstäblich schlagkräftigen verbalen Fokus der Passage wird, der auch in thematisch-handlungsmäßiger Hinsicht den Blick auf das Wesentliche lenkt (vgl. u.a. S.57).

So wird einerseits die Erkenntnismächtigkeit der Sprache auf dem Prüfstand der Bühne und des Bühnendialogs unter Beweis gestellt (vielleicht an Jelinek gemahnend, jedoch in weniger enervierender Form, nicht in der Übertreibung oder der erheblichen Beliebigkeit sogenannter Textcluster alles und jedes bis zum Überdross ausschlachtend). Andererseits aber sind der Blick (bzw. das Ohr) der Zuschauer auf einen grundlegenden, auch historisch aufschlussreichen Handlungszusammenhang gelenkt: Schlag und Unterschlagung in all ihren Verästelungen und Implikationen.

Vötter bewegt sich damit zugleich im besten Sinne in einer ehrwürdigen Tradition, die Shakespeare und seine Zeitgenossen, speziell auch der große Christopher Marlowe, bereits zur Perfektion getrieben haben, nämlich mittels ab- und hintergründiger Wortspiele, wie sie das elisabethanische Englisch aufgrund seiner semantischen Flexibilität und 'Vorläufigkeit' infolge der Aufnahme und Aneignung vielfältigsten neuen Wortmaterials in besonderem Maße ermöglichte, die Tiefen sprachlichen Bedeutens auszuloten und abzutasten, die zugleich ans Existenzielle im Rahmen menschlicher Ausdrucks- und Vorstellungsmöglichkeiten rühren. So entsteht ein mündlicher Diskurs, dem man trotz aller Artifizialität doch hörend zu folgen vermag, der in der wortspielerischen Repetition und Variation aber dennoch jenem Vötter'schen Projekt der sprachlich-gedanklichen Auslotung

und Generierung unterschiedlichster Abgründe folgt, das im einleitenden Teil als zentral für das Schreiben, den Stilwillen des Autors herauszuarbeiten versucht wurde. Dass auch darüber hinaus von einer dahingehenden Konsistenz des künstlerischen Projekts und der literarischen Programmtik Vötters ausgegangen werden darf, mag schließlich ein Verweis auf die im vorliegenden Band ebenfalls enthaltenen, in hohem Maße erhellenden Reflexionen des Autors zu seinen Stücken belegen.

Hier äußert sich Vötter unter dem bezeichnenden Titel "Der Unterwasserartist – Oder Lebensdrift im Unvermuteten" höchst aufschlussreich zu seiner Theatertrilogie, die neben dem abschließenden Stück der "Weltintendant" auch "Die Walzermembrane – Eine Annäherung" und "Schreber – Eine Nervenromanze" umfasst. Hier erörtert er eine von Alexander Kluge erzählte Geschichte von einem gefesselten "Unterwasserkünstler", der einst winters von einer Brücke durch ein eigens vorbereitetes Loch im Eis sprang, um scheinbar zu verschwinden, jedoch vom Publikum unentdeckt und aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz Kilometer weiter flussabwärts und scheinbar zufällig doch noch gerettet zu werden. Indes, um abrundend Vötter selbst nochmals das Wort zu lassen:

Des Öfteren bin ich mir nicht Eins, wo das Loch zu finden ist, das Blatt vor mir und alles was mich in diesem erwartet, also in meinem Kopf, oder ist es der Schreibtisch, der diesen umgebende Raum, das Haus hier in Eschenau, in dem ich regelmäßig untertauche, das Dorf, Österreich, das Dorf Österreich, das Loch Österreich, oder gar die Welt? Wäre Österreich angenommen dieses finstere Loch, wo wäre diese von mir geliebte Diplomatie zu finden?

Diese Begebenheit, mit all ihren Implikationen, scheint Vötter (und auch dem Verfasser dieser Zeilen) eine prägnant symbolhafte Chiffre für die Protagonisten seiner Stücke und deren Verfasstheit zu sein, verweist zugleich in vielfältiger Weise aber auch zurück auf die an den Anfang der vorliegenden Beobachtungen gestellte Schilderung des in den Abgrund wandernden Schattens im "Don Karlos"-Text. So besteht bei aller Divergenz doch auch ein unleugbarer tieferer Zusammenhang zwischen den einzelnen Texten Vötters, mögen sie auch noch so unterschiedlich scheinen. Diese Einheit in der Vielheit gilt es zu entdecken. Der vorliegende Band bietet dazu Gelegenheit wie Herausforderung.“

Ao. Univ. Prof. Mag. Dr. phil. Hugo Keiper: (1955-2019) war a.o. Universitätsprofessor für Englische Philologie / Literaturwissenschaft und Leiter der Abteilung für Drama und ältere Literatur am Institut für Anglistik der Karl-Franzens-Universität Graz. Seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre lagen im Bereich des englischen Renaissance-Dramas (Marlowe, Shakespeare), der spätmittelalterlichen Literatur (Chaucer und Traumvisionen), der Literaturtheorie (Drama und speziell auch Universalien im literarischen Diskurs) sowie der Ästhetik und Rezeption von Pop- und Rocksongs.